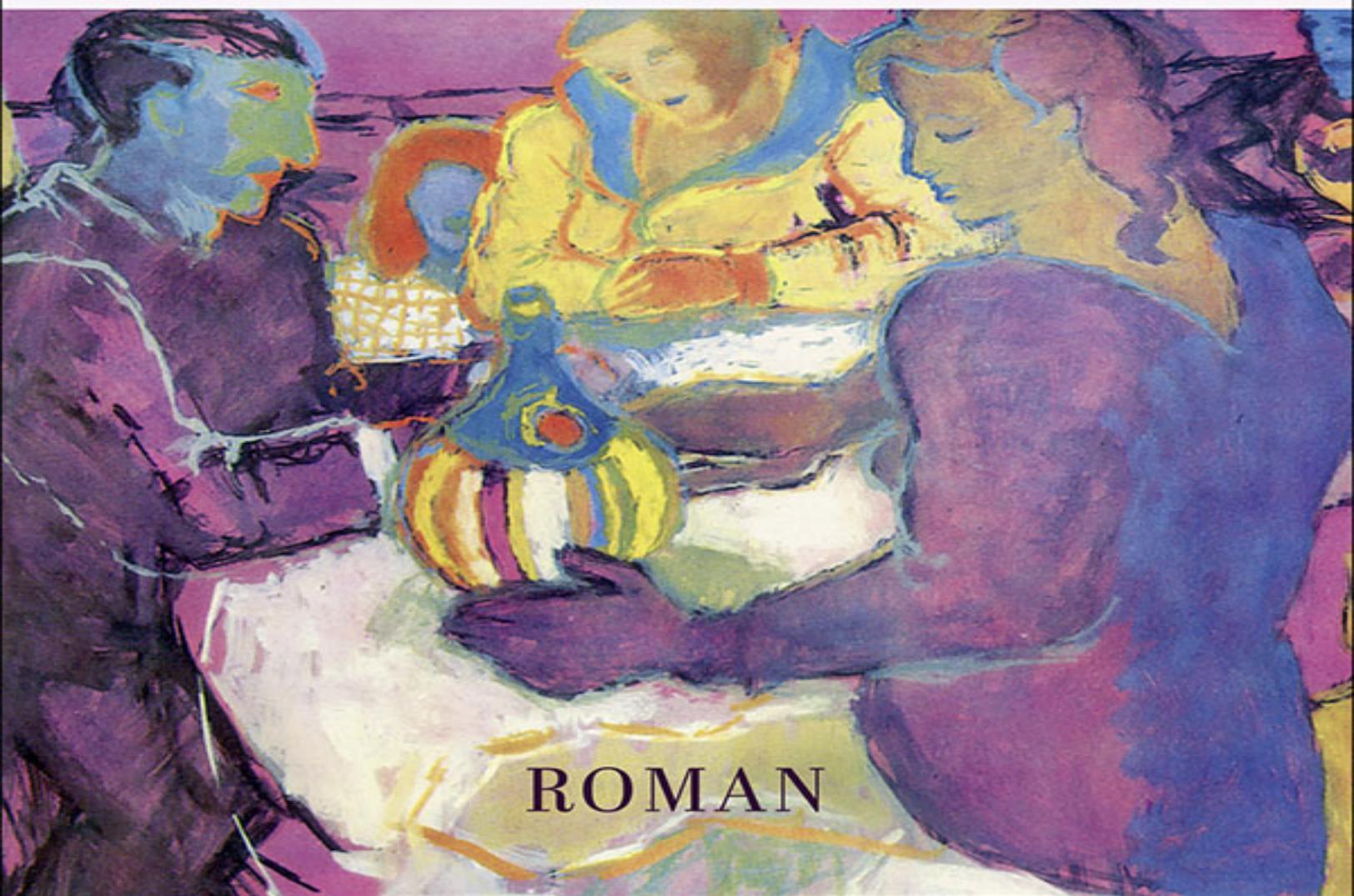


AHMET ALTAN



ROMAN

Hayat  
heißt Leben

S. FISCHER



**Ahmet Altan**

# **Hayat heißt Leben**

Roman

Aus dem Türkischen von Ute Birgi-Knellessen

 | E-BOOKS

# Inhalt

- I
- II
- III
- IV
- V
- VI
- VII
- VIII
- IX
- X
- XI
- XII
- XIII
- XIV
- Glossar
- Zitierte Gedichte



Das Leben der Menschen veränderte sich über Nacht. Alles war so verdorben, dass niemand mehr sich an den Wurzeln seiner eigenen Vergangenheit festzuhalten vermochte. Alle lebten unter der Bedrohung, mit einem Schlag umzustürzen und zu verschwinden, wie es mit den Zielfiguren auf den Jahrmärkten geschieht.

Auch mein Leben veränderte sich in einer Nacht. Eigentlich war es das Leben meines Vaters, das sich veränderte. Als ein größerer Staat aufgrund mir nicht ganz nachvollziehbarer Entwicklungen verkündete, »die Tomateneinfuhr einzustellen«, verwandelte sich ein bestelltes Feld von über tausend Hektar in einen blutroten Abfallhaufen. Mit einem Leichtsinn, wie er gelegentlich bei Menschen anzutreffen ist, die eine ungeliebte Arbeit verrichten, hatte mein Vater sein gesamtes Vermögen in eine einzige Feldfrucht gesteckt; jene drei Wörter genügte, ihn in den Bankrott zu treiben. Wir hatten alles verloren. Nach einer beklemmenden Nacht erlitt mein Vater frühmorgens einen Hirnschlag.

Dieser uns so jählings treffende gewaltsame Schicksalsschlag bewirkte, dass wir nicht einmal Zeit fanden, den Tod meines Vaters zu betrauern. Wir lebten wie unter einem Anfall von heftigem Schwindel; obwohl wir

alles sahen, konnten wir nichts, darunter auch den Tod meines Vaters, ganz begreifen. Unser Leben, das wir für unveränderlich gehalten hatten, war mit erschreckender Leichtigkeit in sich zusammengebrochen. Wir stürzten ab in eine uns unbekannte Leere; ich wusste nicht, wohin mein Sturz führen würde. Etwas später sollte ich es erfahren.

Es war uns nichts verblieben außer einem geringen Betrag auf dem Bankkonto meiner Mutter und dem kleinen Blumen-Gewächshaus, das mein Vater ihr »zu ihrem Zeitvertreib« gekauft hatte. Sie sagte: »Ganz gleich, wie ich das anstelle, dein Studium werde ich dir sichern, aber den alten Luxus musst du vergessen.« Eigentlich war mein Literaturstudium an jener hell erleuchteten, inmitten weitläufiger Gärten gelegenen Universität ja bereits ein Luxus. Doch meine Mutter weigerte sich, auch nur darüber zu diskutieren, dass ich mein Studium aufgeben könnte.

Mein armer Vater hatte sich gewünscht, dass aus mir ein Agraringenieur würde, doch ich hatte darauf bestanden, Literatur zu studieren. Bei diesem Entschluss war, neben meiner Neigung zu einer aufregenden, durch Romane zu erschaffenden Festung der Einsamkeit, sicher auch meine Überzeugung ausschlaggebend, dass meine gesicherte Zukunft durch keine von mir getroffene Entscheidung gefährdet sein könnte.

Eine Woche nach der Beerdigung meines Vaters kehrte ich mit dem Nachtbus in die Stadt zurück, wo ich studierte. Gleich am nächsten Morgen bewarb ich mich um ein

Stipendium. Ich hatte gute Noten und erhielt die Unterstützung.

Die Miete für die Dreizimmerwohnung mit großem Wohnzimmer, die ich mir mit einem Freund teilte, konnte ich hiermit allerdings nicht mehr aufbringen. Ich fand ein Zimmer zur Miete in einem der alten Gebäude in der Kneipenstraße, die ich hin und wieder mit meinen Kommilitonen aufsuchte. Es handelte sich um ein sechsstöckiges Haus aus dem 19. Jahrhundert. An der von Glyzinien umrankten Frontfassade befanden sich kleine, mit schmiedeeisernen Geländern geschmückte Balkone. Es gab auch einen hölzernen Aufzug in einem Drahtkäfig, doch der funktionierte nicht mehr. Offensichtlich war das Gebäude ursprünglich als *Han* für Geschäftsleute errichtet worden; jetzt wurden die Zimmer einzeln vermietet.

Nachdem ich einige wenige Kleidungsstücke zur Seite gelegt hatte, verkaufte ich in einem unsinnigen Anfall von Wut – als wollte ich mich für das mir Geschehene rächen – alle meine Kleider, Bücher, mein Mobiltelefon und meinen Computer zu Spottpreisen an die Trödler und bezog das Zimmer.

Die Einrichtung bestand aus einem Bett mit Messingkopfteil und einem altmodischen hölzernen Nachttisch daneben, einem winzigen runden, genau in der Mitte gespaltenen Tisch neben der Balkontür und einem Wandspiegel, der neben der Eingangstür hing. Eine Toilette und eine Dusche beanspruchten nicht mehr Platz als ein Kleiderschrank. Eine Küche gab es nicht – ein geräumiges

Zimmer im zweiten Stock diente als Gemeinschaftsküche. Dort stand mitten im Raum ein aus grobem Holz gefertigter langer Tisch mit je einer Bank aus dem gleichen Holz an jeder Seite. Ein mindestens fünfzig Jahre alter riesiger Kühlschrank der Marke *Frigidaire* gab unter gelegentlichem Beben röchelnde Töne von sich. Zu den gemeinschaftlich genutzten Dingen dieser Gemeinschaftsküche gehörten weiter eine weiß gekachelte Anrichte, ein Waschbecken mit aus dem 19. Jahrhundert stammenden bronzenen Wasserhähnen, deren Handgriffe Porzellanplättchen mit den Aufschriften *Chaud* und *Froid* trugen, außerdem ein Samowar, der auf geheimnisvolle Weise stets heißen Tee enthielt, sowie ein Fernseher.

Der kleine Balkon meines Zimmers gefiel mir sehr. Ich stellte mir einen Stuhl hinaus und sah auf die kopfsteingepflasterte Gasse hinunter. Nach sieben Uhr abends begann diese sich zu beleben. Um neun Uhr konnte man keinen Pflasterstein mehr erkennen; eine bunte, miteinander atmende, sich miteinander ausbreitende Menschenmenge bedeckte die Gasse, von der sich Duftwolken aus Anis, Tabak und gebratenem Fisch erhoben. Gelächter, Pfeifen und fröhliche Zurufe waren zu hören. Es schien, als ob jeder, der diese Gasse betrat, augenblicklich von einem vorübergehenden Glücksgefühl erfasst würde, das ihn alles, was draußen geschehen mochte, vergessen ließ. Ich betrachtete jetzt von weitem dieses vergnügliche Geschehen, an dem ich nicht mehr teilhaben konnte.

Die Mieter, die ihre Mahlzeiten in der Küche zubereiteten, schrieben ihre Namen auf ihre Vorräte und stellten sie in den Kühlschrank. Niemand vergriff sich an den Lebensmitteln der anderen. Eine unglaublich friedliche Ordnung herrschte in diesem Gebäude, in dem mittellose Studenten, Transvestiten, junge aus der Provinz stammende Tagelöhner, Rausschmeißer, afrikanische Straßenhändler mit ihren Luxusimitaten sowie Laufjungen aus den umliegenden Restaurants lebten. Obwohl es anscheinend keinen Hausmeister gab, fühlten sich alle in diesem Gebäude sicher. Und wenn auch jeder vermutete, dass ein Teil der Hausgemeinschaft draußen in dunkle Machenschaften verwickelt war, so drang dieses Dunkel doch nie in das Gebäude ein.

Ich konnte nicht kochen und war auch zu faul, mir etwas zuzubereiten. Meistens kaufte ich mir beim nahe gelegenen Krämer einen halben Laib Brot und etwas Käse. Diese lächerliche Unbeholfenheit, mit der ich das, was mir zugestoßen war, förmlich zelebrierte, teilte ich wohl mit vielen anderen »Neuarmen«.

In die Küche ging ich vorerst nur, um zu meiner »Mahlzeit« einen Tee zu trinken. Irgendwann entdeckte ich, dass ein Bar-Rausschmeißer mit tätowierten Bizeps, der stets in ärmellosen schwarzen Trikots herumlief, exotische Gerichte kochte und diese allen anbot, die sich gerade in der Küche befanden. Seltsame Speisen bereitete er zu, wie Rinderfilet mit Ananas oder Blaubarsch mit Ingwer.

Genauso undurchsichtig wie das Sicherheitssystem des Gebäudes war sein Informationsnetz. Jeder wusste alles über jeden. Ohne zu wissen, woher diese Informationen stammten, hatte ich bald herausgefunden, dass der im Zimmer neben mir wohnende Transvestit namens Gülsüm in einen verheirateten Koch verliebt war, dass der junge Mann zwei Zimmer weiter vorne von allen *Dichter* genannt wurde, dass der dicke Schwarze mit dem Spitznamen Mogambo tagsüber gefälschte Handtaschen verkaufte und sich nachts als Gigolo betätigte, und schließlich, dass einer der Jungen aus der Provinz den Sohn seines Onkels erschossen hatte. Es war, als ob die Wände der Küche uns diese Informationen zuflüsterten.

Mit jedem meiner Mitbewohner tauschte ich Begrüßungen und ein paar Worte aus, doch Freundschaften schloss ich keine. Die einzige Person, mit der ich gerne sprach, war Tevhide. Sie war fünf Jahre alt, das einzige Kind im Haus. Mit ihren stümperhaft geschnittenen kurzen Haaren und ihren großen, neugierig blickenden dunkelgrünen Augen glich sie einem glänzenden Wassertropfen. Bei unserer ersten Begegnung gab sie mir mit einem Wink ihres kleinen Fingers zu verstehen, dass ich mich zu ihr herabbeugen sollte. »Weißt du, dass es eine Zahl ›Eintausendfünfhundert‹ gibt?«, flüsterte sie mir ins Ohr, als gäbe sie ein verblüffendes Geheimnis preis. »Tatsächlich?«, fragte ich zurück, Erstaunen mimend. »Ich schwöre es«, sagte sie, »ich habe es heute von einer Freundin erfahren.«

Wenn ich Tevhide und ihren Vater nicht in der Küche antraf, aß ich gewöhnlich schnell meine Mahlzeit, Brot und Käse, trank dazu ein paar Gläser Tee und ging in mein Zimmer hinauf. Dann betrachtete ich für eine Weile von meinem Balkon aus das Treiben auf der Gasse, um mich schließlich in die Lektüre des Mythologie-Lexikons zu vertiefen, das zu verkaufen ich nicht übers Herz gebracht hatte. Ich ließ mich davontragen von einer jahrtausendealten Vorstellungskraft, die uns bekanntmachte mit Göttern schlimmer als Menschen, mit unendlichen Kriegen, Gier, Neid und anderen Übeln, aber auch mit romantischen Abenteuern. Und ich vergaß darüber die Welt, in der ich lebte.

Der Herbst mit all seiner Unausweichlichkeit und Pracht begann seinen Einzug in die Stadt. Das Wetter war kühler geworden, und Schulen und Universitäten hatten wieder aufgemacht.

Eines Abends fragte mich in der Küche jemand, dessen Namen ich nicht kannte, ob ich interessiert sei, nach den Vorlesungen etwas zu arbeiten. Der Verdienst sei gering, die Arbeit dafür leicht. Ich sagte »Ja«, ohne nachzudenken, konnte ich doch jede Lira gebrauchen. Er gab mir eine Visitenkarte, auf der *Seriöses Casting* geschrieben stand. Gleich am darauffolgenden Tag begab ich mich zur angegebenen Adresse.

Das alles ist ein Jahr her. Damals war mir noch nicht bewusst, wie sehr das Leben des Menschen von Zufällen abhängt und sich über jeglichen inneren Willen

hinwegsetzt, indem es durch die flüchtigste Berührung, ein einziges Wort, einen Vorschlag oder auch nur eine Visitenkarte in eine völlig neue Umlaufbahn geworfen wird.

## II

Wir stiegen vier Stockwerke hinab. Der Mann stieß eine Tür auf und schob mich in eine erleuchtete Dunkelheit hinein.

Von einer Wand genau gegenüber dem Eingang in den weiten runden Saal mit gewölbter Decke explodierte in meinen Augen eine enorme Kaskade von Lichtern. Ich musste meine Lider schließen und öffnete sie ganz langsam wieder. Unter dem unbarmherzig grellen Licht von an der Decke angebrachten Spots erschienen Menschen und Dinge wie übernatürliche Wesen. Die an der Wand rotierenden Scheinwerfer in verschiedenen Violett-, Lila- und Blautönen versuchten sich gegen die gleißende Helligkeit der sich unaufhörlich abwechselnden Spots zu behaupten.

Direkt unter den Spots befand sich eine um ungefähr dreißig Zentimeter erhöhte Plattform, an deren Rändern halbmondförmige Tische aufgestellt waren. Die dazugehörigen Stühle waren mit Satin bespannt, hinter ihren Lehnen prangten riesige Schleifen. Am linken Teil der Plattform hatte sich ein Orchester niedergelassen, dessen Musiker rosa Hemden trugen.

Mittels schwarzer Blenden über jedem einzelnen der Spots ließ die Stärke des grellen weißen Lichtes sich

stufenweise dimmen. Auf seinem Weg von der gewölbten Decke zu den Wänden im Hintergrund wurde es zusehends dunkler, bis es schließlich ganz verlosch. Schwarze Wände umgaben all das Licht.

Auch zwischen der erleuchteten Plattform und den dunklen Wänden waren Tischreihen aufgestellt. Gruppen von jeweils drei oder vier Personen hatten dort Platz genommen.

Ich setzte mich an einen der hinteren leeren Tische.

Als ein Mann auf der Plattform ein Zeichen gab, begannen die Menschen an den Tischen zu applaudieren. Eine Frau in rotem Abendkleid betrat durch eine von den violetten und blauen Scheinwerfern verdeckte Tür die Bühne und stimmte ein neckisches Lied an. Die Frau war dick. Ihr tief ausgeschnittenes Kleid schmiegte sich eng an ihren Körper und betonte ihre Brüste, ihren gewölbten Bauch und die ausladenden Hüften. Sie gab sich keinerlei Mühe, ihre Korpulenz zu verbergen; im Gegenteil hatte sie es darauf abgesehen, alle Aufmerksamkeit auf ihren Körper zu lenken.

Auch alle anderen hierauf folgenden Sängerinnen, die in verschiedenfarbigen, aber ebenso engen Abendkleidern auftraten, waren füllige Frauen. Eine von ihnen trug ein türkisfarbenes Kleid mit einem Oberteil aus Spitze, das den Blick auf ihren Büstenhalter und ihren gewölbten nackten Bauch freigab.

Noch nie in meinem Leben hatte ich eine solche Ansammlung von dicken und koketten Frauen gesehen.

Hier galten andere ästhetische Maßstäbe als ein paar Treppen höher. Während dort oben junge Frauen mit kleinen Brüsten, schmalen Hüften, flachen Bäuchen und langen schlanken Beinen gefielen, waren hier reife, kurvenreiche Frauen mit geschmeidigen Bewegungen, fülligen Busen, breiten Hüften, kugeligen Bäuchen und dicken strammen Beinen gefragt.

Die von mehreren Kameras erfassten Bilder wurden auf einer riesigen, an der linken Wand angebrachten Leinwand wiedergegeben. Außer den Sängerinnen wurde gelegentlich auch das Publikum gezeigt, hin und wieder sogar in Nahaufnahme. Dabei ließ sich erkennen, dass die Zuschauer an den Tischen auf der Plattform mit den hier geltenden Regeln vertraut waren und einen gewissen Vorrang genossen. Eine Kamera nahm plötzlich eine der dort sitzenden Frauen in den Fokus, und ihr Gesicht erschien auf der Leinwand. Es war ein Gesicht, das sich sofort hervorhob, umrahmt von welligen hellroten Haaren, mit weichen Wangen, deren Konturen anscheinend gerade erst nachgeschminkt worden waren, mit zarten Krähenfüßchen um die Augen und Lippen sowie Mundwinkel, die leicht nach oben wiesen. Das Auffallendste an diesem Gesicht war sein Ausdruck. Ein neckischer Spott lag darin, als ob die Frau einen Scherz vorbereitete und jeden Augenblick in Gelächter ausbrechen könnte. Noch bevor ich mich weiter mit dem Gesicht beschäftigen konnte, verschwand es von der Leinwand.

Diese Frau hatte sofort meine ganze Aufmerksamkeit geweckt. Wie die anderen trug auch sie ein tief ausgeschnittenes, aber honigfarbenedes Abendkleid, das eng an ihrem fülligen Körper anlag. Gemeinsam mit anderen Zuschauern begann sie zu tanzen, mit Bewegungen von großer Harmonie, die ausdrückten, wie sehr sie diesen Tanz genoss. Ihre nackten Schultern glänzten unter den Scheinwerfern. Ich war nicht gerade gut darin, das Alter von Frauen einzuschätzen. Meine Mutter pflegte zu sagen: »Genauso wie Menschen mit Schlitzaugen für die Weißen alle gleich aussehen, können die Jungen das Alter von Personen ab einer bestimmten Jahreszahl nicht mehr erraten.« Da hatte sie wohl recht. Auch für mich sahen sich alle Menschen oberhalb der Dreißig irgendwie ähnlich. Trotzdem schätzte ich das Alter dieser Frau auf irgendwo zwischen fünfundvierzig und fünfundfünfzig.

Ihre Bewegungen waren sehr natürlich, im Gegensatz zu denen der meisten anderen Tanzenden, die durch übertriebenes Gehabe die Aufmerksamkeit der Kameras auf sich zu ziehen versuchten. Besonders ihre Hüften gefielen mir sehr. Das Sonderbarste an ihr aber war ein Ausdruck von Unberührbarkeit, selbst wenn ihr Körper in ausgesprochen erotischen Windungen erzitterte. Das zog mich ungemein an, doch gleichzeitig spürte ich eine mir nicht ganz begreifliche Aufforderung der Frau, ihr nicht zu nahe zu treten. Bisher war mir noch nie in den Sinn gekommen, dass ältere Frauen anziehend sein könnten. Ich war verwirrt.

Die Aufnahmen dauerten fast zwei Stunden. Einmal sah ich auch mein Gesicht auf der Leinwand. Währenddessen sangen Sängerinnen, deren Namen ich noch nie gehört hatte, Lieder, die mir genauso unbekannt waren. Die meisten der Auftretenden hatten gute Stimmen. Einige sangen sogar besser als viele der bekannten Stars. Wahrscheinlich hatten sie an irgendeinem Wendepunkt ihres Lebens ihren Weg zum Starruhm abgebrochen, aus fehlendem Ehrgeiz oder Durchhaltewillen oder einfach aufgrund einer falschen Entscheidung, und waren bei einem Fernsehkanal gelandet, der nur in den Vorstädten Zuschauer fand. Das schien ihnen aber nichts auszumachen, im Gegenteil, sie gaben sich recht zufrieden mit diesem geheimen, in den Randbezirken der Stadt steckengebliebenen Ruhm.

Als die Filmaufnahmen beendet waren, wurden die Spots abgeschaltet, die blau-lila-violetten Lichtstrahlen verschwanden, übrig blieb nur eine schummrige Beleuchtung an der gewölbten Decke. Tische und Stühle wirkten plötzlich schäbig, die Böden schmutzig, und die Gesichter der Menschen müde und abgeschlafft. Ein Geruch nach alten feuchten Teppichen breitete sich aus.

Allmählich leerte sich der Saal. Einige der Anwesenden machten sich eilig davon, während andere hinter die Kulissen gingen, um sich umzuziehen. Auch ich stand auf, nachdem ich noch eine Weile sitzengeblieben war, und verließ den Saal. Am Rand des dämmerigen Korridors waren Plastikstühle aufgereiht. Ich setzte mich auf einen

davon, da ich nicht wusste, wohin ich gehen sollte. Nach all den Lichtern schien mir mein Zimmer eine ziemlich reizlose Alternative.

Nacheinander liefen inzwischen jene an mir vorbei, die sich hinter den Kulissen umgekleidet hatten. Im Gebäude wurde es still. Die Wände mit der abblätternden Farbe wurden zusehends grauer. Dann hörte ich Schritte. Die Frau im honiggelben Kleid kam näher, jetzt trug sie allerdings einen sandfarbenen Trenchcoat mit einem eng um die Taille geschlungenen Gürtel und dunkelbraune Wildlederschuhe mit solidem Absatz. Ihre Haare hatte sie hochgesteckt.

Als sie an mir vorbeiging, warf sie einen kurzen Blick auf mich und setzte ihren Weg wortlos fort. Ich lauschte den Tönen ihrer Schritte, die immer leiser wurden. Jetzt stieg sie die Treppe hoch. Sie blieb stehen. Die Töne wurden wieder lauter, sie kam zurück.

»Sie hat sicher etwas vergessen«, ging es mir durch den Kopf. Ich saß da, vornübergebeugt, und sah auf die schmutzigen Fliesen hinab. Dort erschienen plötzlich die dunkelbraunen Wildlederschuhe, deren Spitzen auf mich gerichtet waren.

»Worauf wartest du hier, so bekümmert?«

Mein Puls beschleunigte sich derart, dass ich zunächst fürchtete, kein Wort herauszubekommen.

»Auf nichts«, war alles, was ich erwidern konnte.

»Hier in der Nähe gibt es ein gutes Restaurant, da gehe ich jetzt etwas essen. Komm mit, wenn du magst. Zu zweit

isst es sich besser als allein.«

Als Erstes fiel mir ein, dass ich nicht genügend Geld hatte, um mein Essen zu bezahlen. Ich weiß nicht, ob mein Gesichtsausdruck ihr meine Gedanken verriet oder ob sie es von vornherein so geplant hatte, auf jeden Fall sagte sie: »Du bist eingeladen.«

»Gut«, sagte ich.

Ich stand auf, und wir verließen zusammen das Gebäude, ohne ein Wort zu wechseln. Ich horchte immer noch auf ihre Schritte. Aus einem mir unerklärlichen Grund erregten mich diese rhythmischen Laute.

Wir betraten ein Lokal, in dessen Fenster Gläser mit eingelegtem Gemüse und verschiedenen Arten Kompott aufgereiht standen. Drinnen war es leer, wahrscheinlich wegen der späten Stunde. Ein Kellner eilte herbei und sagte: »Herzlich willkommen, Hayat Hanım. Wo möchten Sie sitzen?«

»Am liebsten im Garten.«

Dann drehte sie sich zu mir um: »Du wirst doch nicht frieren, oder?«

»Sicher nicht«, erwiderte ich.

Es war ein kleiner von einem Laubdach bedeckter Garten mit einem Springbrunnen in der Mitte. Der Boden war aus Beton. Überall standen bunt zusammengewürfelt kuriose Statuetten herum; einer der sieben Zwerge mit roter Kappe, eine Giraffe, eine Gipsvenus, eine Katze, die eher einem Luchs glich, eine blau angemalte Prinzessin, vielleicht Aschenbrödel, dachte ich, und ein Engel mit

einem sternbesetzten Stab in der Hand. Unter dem Laubdach hingen Keramikvögel in schillernden Farben...

Wir setzten uns an einen der mit weinroten Tüchern gedeckten Tische. Der Kellner war uns gefolgt, mit dem Bestellblock in der Hand.

»Was möchtest du trinken?«, fragte mich Hayat Hanım. Ihr Name beschäftigte meine Vorstellung, seit ich gehört hatte, wie der Kellner sie begrüßte. Für einen Moment hatte ich sie im Geiste als Heroine eines Epos aus dem Mittelalter gesehen. *Hayat Hanım, Lady Life, Madame la Vie, Señora Vida, Frau Hayat?*

»Das Gleiche wie Sie.«

»Wie wär es mit Rakı?«

»Ja, gern.«

Sie wandte sich an den Kellner.

»Bringen Sie uns zwei Gläser Rakı, doppelte Portion, und etwas von Ihren schmackhaften *Meze*, aber nicht zu viele, wir möchten dann noch einen guten Bonito genießen.«

»Du magst doch hoffentlich Bonito?«, fragte sie mich.

»O ja.«

Ich fühlte mich wie ein ins Wasser geworfener Zweig und ließ mich davontreiben.

Als wir allein waren, sagte sie:

»Nun erzähl mal, was du so machst. Bist du Student?«

»Ja.«

»Und was studierst du?«

»Literatur.«

»Ich lese überhaupt keine Romane.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß nicht, das langweilt mich... Was die Schriftsteller mir erzählen können, weiß ich längst. Mir genügt das, was ich über die Menschen weiß, mehr muss mir niemand darüber beibringen.«

»Wofür interessieren Sie sich denn?«

»Anthropologie«, war ihre Antwort.

Diese Entgegnung überraschte mich derart, dass ich sie ungläubig anstarrte. Das war wohl genau die von ihr erwartete Reaktion, denn sie brach in das fröhlichste Gelächter aus, das ich je vernommen hatte. Es war ein Lachen, in dem ich mehrere Stimmen gleichzeitig ausmachen konnte: morgendlichen Vogelgesang, splitterndes Kristall, kleine Glöckchen, über Kieselsteine hüpfendes klares Wasser und das Kichern Hand in Hand vorbeilaufender kleiner Mädchen.

»Ich liebe dieses Wort«, sagte sie. »Es gibt nichts Lustigeres für mich als den Gesichtsausdruck der Männer, wenn ich es ausspreche. Manchmal kommt es mir vor, als ob es just aus diesem Grund erfunden wurde.«

Sie hielt inne und lachte wieder: »Du nimmst es mir doch nicht übel, wenn ich dich necke?«

»Nein«, war wieder alles, was ich hervorbrachte. Dabei hätte ich ihr am liebsten gesagt, dass es mir gefiel.

»Wie heißt du?«, wollte sie jetzt wissen.

»Fazıl.«

»Ein schöner Name.«

»Und Sie heißen wohl Hayat, wie ich es eben vom Kellner gehört habe.«

»Eigentlich Nurhayat, aber seit meiner Kindheit nennen mich alle Hayat.«

Der Kellner brachte unseren Rakı und die bestellten Meze. Ich sah Hayat Hanım zu, wie sie persönlich mit großer Umsicht die Tellerchen mit den verschiedenen Häppchen auf dem Tisch anordnete. Dabei lag auf ihrem eigentlich nicht schönen, dafür aber umso anziehenderen Gesicht ein reifes Leuchten, in dem ich neben Unbekümmertheit und Spott auch eine vorsichtige Zärtlichkeit ausmachte, ein Leuchten, das die gesamte Menschheit zu umfassen schien, das zugleich anziehend und Abstand gebietend war.

»Was siehst du mich so an?«

Ich spürte, wie ich rot wurde, und murmelte, indem ich ihrem Blick auswich: »Ich war in Gedanken.« Sie füllte die Rakıgläser mit Wasser auf. »Nun komm«, sagte sie, »die Meze sind hier sehr gut. Aber nimm nicht zu viel davon, damit der Fisch noch Platz hat.«

Die Häppchen schmeckten wirklich hervorragend, und da ich schon länger keinen Alkohol mehr getrunken hatte, stieg mir der Rakı rasch zu Kopf. Wenn ich die Frau ansah, flackerte vor meinem inneren Auge immer wieder das Bild auf, wie sie in ihrem honiggelben Abendkleid tanzte.

Bis unser Fisch serviert wurde, hatte sie mit unauffälligen Fragen wohl meine gesamte Lebensgeschichte erfahren. Ich hatte gar nicht

mitbekommen, wie das geschah, denn eigentlich erzähle ich nicht gern von mir selbst. Nachdem sie sich still alles angehört hatte, beugte sie sich ganz ruhig und mit größter Natürlichkeit zu mir herüber und strich mir zärtlich über die Wange. Wir schwiegen eine Weile. Ihr Schweigen war genauso ungezwungen und beeindruckend wie ihre Fröhlichkeit. Ich gewann den Eindruck, dass sie mit diesem Schweigen Schmerzen lindern konnte, wie es ein Heiler mit Handauflegen tut.

Als der Kellner unseren Fisch brachte, sagte sie: »Ich sehe mir ausschließlich Dokumentarfilme an.« Ich hielt auch dieses wieder für einen Scherz, doch es war ihr ernst, wie ich aus ihrer Antwort auf meine Frage »Warum denn?« erfuhr:

»Weil es mich richtig gut unterhält und erstaunt. Sieh doch mal: Milliarden von Menschen lassen sich in gerade einmal zwölf Tierkreiszeichen zwängen; trotz tausendjähriger Erfahrung ist die Menschheit zu dem Schluss gekommen, dass diese zwölf Zeichen ausreichen, um ihre Besonderheiten voneinander zu unterscheiden. Bei den Insekten hingegen gibt es dreihunderttausend verschiedene Arten, ebenso bei den Fischen. Du wirst es nicht glauben, zu was die Vögel fähig sind... Und dann das geheimnisvolle und bedrohliche Weltall... Man hat herausgefunden, dass auf einem einzigen winzigen Punkt desselben zehntausend Galaxien existieren. Ist das alles etwa nicht unterhaltend?«

Während Hayat Hanım sprach, blieb das leicht spöttische liebevolle Lächeln in ihrem Gesicht stets gleich. Man hätte meinen können, dass Gott das gesamte Universum nur zu ihrem Vergnügen geschaffen hatte – was sie in vollen Zügen genoss.

Von Shakespeares »Sein oder Nichtsein« hatte sie gehört.

»Ist das«, fragte sie, »das Geheimnis des Menschen? Eine Wahl zwischen Leben und Tod zu treffen?«

»Ich glaube, dass dieses Wort doch eher für eine Unentschlossenheit steht«, wandte ich ein.

»Das glaube ich nicht. Soweit ich sehe, sind die Menschen sehr entschlossen.«

»Bei welchen Gelegenheiten?«

»Sie sind mit Nachdruck entschlossen, idiotische Entscheidungen zu treffen... Beim Anschauen historischer Dokumentarfilme kannst du verfolgen, wie die gleichen Dummheiten sich endlos wiederholen.«

Meine Frage, welche idiotischen Entscheidungen sie meinte, schien sie geflissentlich zu überhören.

»Komm, iss deinen Fisch, der wird doch kalt... Trinken wir noch einen Rakı?«

»Gern.« Sie bestellte zwei weitere Gläser.

Mit ihrer mitreißenden und schillernden Art des Erzählens war Hayat Hanım zweifellos die unterhaltsamste Gesellschaft, die man sich beim Essen wünschen konnte. Ihre Neigung, alle und jedes, sich selbst eingeschlossen, nicht allzu wichtig zu nehmen, verlieh ihren Ausführungen

einen ganz besonderen Reiz. Wie Glühwürmchen schwirrten die verschiedensten Themen über unserem Tisch herum.

Von Literatur verstand sie so gut wie nichts. Namen wie Faulkner, Proust oder Henry James hatte sie noch nie gehört. Doch sie wusste, dass der General, der Hannibal in Karthago besiegte, Scipio hieß, dass Julius Caesar in einer roten Pelerine in den Krieg zog, dass die Erdkruste auf einem sich stets bewegenden Flammenozean schwimmt, dass einige Froscharten im Winter zu Glas einfrieren und wie ein Teller zerbrechen, wenn sie in diesem Zustand zu Boden fallen, dass sie aber im Sommer wieder zum Leben erwachen. Auch dass Leoparden mit Pavianen kämpfen, wusste sie, und dass Termiten jeden Abend die Abfälle in ihrem Nest nach draußen tragen und regelrechte Abfallbrigaden aufstellen, dass die Ameisen in ihren unterirdischen Städten Landwirtschaft betreiben, dass es Vögel gibt, die Werkzeuge benutzen, dass die Delphine kleinere Fische jagen, indem sie in seichtem Wasser mit ihren Schwänzen auf den Sand schlagen und die Armen in der Luft schnappen, nachdem diese sich erschreckt aus ihrer Deckung hervorgestürzt hatten. Ferner wusste sie, dass Löwen im Durchschnitt zehn Jahre alt werden, dass einige Spinnenarten Fische fangen, dass Tigerkäfer ihre Weibchen vergewaltigen, dass Sterne ganz von allein explodieren und verschwinden, dass das Weltall sich unaufhörlich ausweitet, und noch viele ähnliche Dinge wusste sie.

Ihr Bewusstsein ähnelte einem jener vollgestopften Trödeläden, wo sich neben billigem Plunder auch Antiquitäten von hohem Wert finden. Das Fazit, das sie aus all diesem Wissen zog, war, soweit ich das übersehen konnte, eine dem Leben gegenüber fröhliche Unbesorgtheit, eine vergnügliche Unbekümmertheit. Über das Leben der Menschen sprach sie, als ob es sich dabei um ein auf einem Markt erstandenes Spielzeug handelte, mit dem sie sich vergnügen konnte, ohne fürchten zu müssen, dass es zerbrach oder verlorenging.

Noch nie im Leben war ich einem Menschen wie ihr begegnet.

Gegen Ende unserer Mahlzeit kam sie noch auf die Gottesanbeterin zu sprechen: »Während der Paarung reißt das Weibchen dem Männchen den Kopf ab.« Sie sah mir in die Augen, während sie fortfuhr: »Selbst mit abgerissenem Kopf lässt das Männchen sich nicht davon abhalten, es dem Weibchen weiter zu besorgen.«

Ich spürte, wie mir die Luft wegblieb, war es doch das erste Mal, dass ich diesen Ausdruck aus einem weiblichen Mund vernahm.

Als wir nach dem Essen aufstanden, war mir schwindlig. Um das vor ihr zu verheimlichen, hielt ich mich unauffällig am Tisch fest. Beim Verlassen des Lokals wollte sie wissen, wo ich wohne.

»Ganz in der Nähe«, antwortete ich.

»Das ist gut.«

Sie hob eine Hand und hielt ein Taxi an, das gerade vorbeifuhr, küsste mich auf die Wange, sagte »Bis bald« und stieg ein. Als das Taxi abgefahren war, machte ich mich mit schweren Schritten auf den Weg.

Der Abendhimmel war, wie im Herbst so oft, hinter einem dunklen Dunst verschwunden, der die Lichter der Stadt auf die Straßen zurückwarf und alles in eine gedämpfte Nachtbeleuchtung hüllte. Diese matte rauchige Helligkeit fiel auf die geschwärzten Mauern der Steingebäude, in deren engen Räumen illegale Textilateliers, Hersteller von Pappkartons und Plastikartikeln, Piratenfirmen für die Fälschung von Luxusmarken und als Tourismusfirmen getarnte Menschenschmuggelorganisationen untergekommen waren. Die Schaufenster der im Erdgeschoss einiger dieser Häuser neu eröffneten Galerien und Antiquitätenläden mit ihren imitierten Stilmöbeln waren dagegen wahre Lichtoasen. In diesen Straßen war die allgemein zu beobachtende Entwicklung zu einer neuen Identität plötzlich unterbrochen worden. Es bot sich ein Anblick von unsicher wankenden Gegensätzen.

In einer Nacht, in der vieles hätte geschehen können, aber nichts geschehen war, in der ich zwar zum Essen eingeladen wurde, dann aber nicht gefallen hatte, sondern mitten auf der Straße stehengelassen wurde, fand ich mich ganz allein auf mich zurückgeworfen. Diese Zurückweisung hatte den in meinem Innern versteckten Spiegel mit meinem imaginierten Selbstbildnis zerschmettert. Mein

eigenes Ich hatte sich aufgelöst. Zurückgeblieben war ein zittriger Körper. Die ungeheure Bedeutung dieses heimlichen Spiegels für mein Selbstverständnis wurde mir erst klar, als er zerbrach. Und es war mir unbegreiflich, wie dieser wichtigste Teil meines Selbst, in dem sich meine gesamten Gedanken und Gefühle konzentrierten, so leicht und schnell hatte zerbrechen können.

Wann war ich so schwach geworden, dass ich wie ein von innen verfaulter Maulbeerbaum beim ersten Windstoß auseinander- und zusammenbrach? Wann hatte ich mein gesundes Selbstvertrauen verloren, mit dem ich Kritik an meiner Person entgegenreten konnte? Bei unserer ersten Begegnung hatte sie mich verletzt, ohne im eigentlichen Wortsinn für diese Verletzung etwas Spezielles zu tun. Erst später sollte ich erfahren, dass es niemanden gab, der dieses Nichtstun so perfekt beherrschte wie Hayat Hanım.

Als ich ihr gelegentlich erzählte, wie ich jene Nacht erlebt hatte, antwortete sie mit tiefem Bedauern in ihrer Stimme:

»Mein Gott, ich hätte nie gedacht, dass du so empfindlich sein könntest.« Ihr anschließendes fröhlich unschuldiges Lachen weckte dann allerdings in mir Zweifel an der Aufrichtigkeit ihres Bedauerns.

Die durch diese Zurückweisung erfahrene Erschütterung hatte mir auch meine anderen Kümmernisse wieder bewusst gemacht. Es war, als ob die Schnur um das Bündel mit all meinen angesammelten Schmerzen gerissen sei und alles – der Tod meines Vaters, unsere plötzliche Verarmung,

meine Einsamkeit und Hilflosigkeit - freigesetzt worden war und sich wie das Gift nach einem Schlangenbiss in mir ausbreitete.

Es sollte noch einige Zeit dauern, bis ich begriff, dass ich wie viele andere auch meine diversen qualvollen Erfahrungen wie einen Schild vor mir hertrug, um mich vor einem neuen Schmerz zu schützen. Erst die Zeit sollte mich lehren, dass es für das Verständnis solcher Dinge eine Reife braucht, die mir damals fehlte, setzt diese doch die Auseinandersetzung mit dem »wirklichen Leben« voraus.

Als ich meiner Unterkunft näher kam, stieß ich auf angsteinflößende Ansammlungen von grobschlächtigen bärtigen, mit Knüppeln bewaffneten Männern. Davon hatte ich bereits gehört. Sie griffen die gut besuchten Lokale nicht direkt an, sondern verfolgten Einzelne beim Verlassen derselben bis in menschenleere Gegenden, um sie dort zu umzingeln und zu verprügeln. Auch waren sie neulich am helllichten Tage in eine Kunstaussstellung eingedrungen und hatten »Hier wird kein Alkohol getrunken«-brüllend um sich geschlagen und die ausgestellten Bilder beschädigt. Sie hassten jedwedes Vergnügen und alle Menschen, die nicht so waren wie sie.

Ich verspürte Angst. Das vergrößerte mein Elend noch. Mir schien, dass alle und alles darauf aus waren, mich zu erniedrigen.

Ich machte ein paar Umwege, um »nach Hause« zu gelangen. Dort angekommen, ging ich sofort auf mein Zimmer, ohne in der Küche vorbeizuschauen.



Wie jeden Samstag rief ich von einer nahe gelegenen Telefonzelle meine Mutter an. Sie bemühte sich, die Trauer zu verbergen, die sich nach dem Tod meines Vater in ihrer Stimme eingenistet hatte. Doch ihre Sorge um mich konnte sie nicht verheimlichen, und so fragte sie nacheinander: »Wie geht es dir, bist du gesund, isst du ordentlich, hast du's bequem in deiner Unterkunft, wie läuft es an der Uni, gefallen dir die Vorlesungen, hast du genug Geld?«

»Es geht mir gut«, beruhigte ich sie.

Die Stimme meiner Mutter verriet mir aber auch, dass der Tod meines Vaters – eine Tatsache, die ich immer noch nicht ganz verinnerlicht hatte – inzwischen unabänderlich zu ihrem Wesen gehörte. Während der nächtlichen Busfahrt nach der Beerdigung zurück an meine Universität war mir plötzlich die bittere Realität klargeworden. »Er ist tot«, sagte ich mir, während ich die gemischten, sich im Bus verbreitenden Gerüche von Kunstlederbezügen und Zitronen-Duftwässern wahrnahm. Was immer es gewesen war, das mich daran gehindert hatte, diese Tatsache, die ich ja mit eigenen Augen gesehen hatte, zu akzeptieren, war mit einem Mal verschwunden, ganz als ob mein Vater dort weiter vorne in der dunklen, von den Scheinwerfern der uns entgegenkommenden Fahrzeuge nur kurz erhellten

Leere gestorben sei. Entsetzen fasste mich, und der Gedanke, dass ich ihn nie wiedersehen, ihn nie mehr sprechen hören würde, rief einen Schmerz in mir hervor, als ob mir ein glühendes Eisen ins Gesicht gestoßen würde. Doch obwohl ich seinen Tod und seine Abwesenheit jetzt in aller Klarheit begriff, zeigte mir meine Erinnerung ein ganz lebendiges Bild meines Vaters, seine Art zu sprechen, zu lachen und sich zu bewegen. Ich sah jemanden, den ich nie wiedersehen würde, und vernahm eine Stimme, die ich nie wieder hören würde. Dieser seltsame Widerspruch verstärkte noch meine Trauer. Was hatte ihn so betrübt, dass er sterben musste? Hatte er es nicht ausgehalten, als erfolglos dazustehen? Hatte er sich Vorwürfe gemacht, weil er zu gedankenlos vorgegangen war? Die Antworten auf diese Fragen würde ich nie erfahren. Irgendwann war ich über diesen Gedanken eingeschlafen. Als ich erwachte, war der Tod meines Vaters wieder weniger fassbar, wie hinter einem dichten Vorhang verschwunden.

Meine Mutter hatte eine Hilfskraft eingestellt und belieferte inzwischen zwei Blumenläden.

»Ich verdiene ganz gut«, sagte sie. »Brauchst du Geld?«

»Nein, Mama, ich habe einen Nebenjob gefunden, ich komme gut zurecht.«

»Du vernachlässigst aber doch nicht dein Studium, oder?«

»Nein, Mama.«

Nach diesem Gespräch mit meiner Mutter fühlte ich mich, ohne recht zu wissen, warum, noch bedrückter als